

schwächt. Die Schrift beschäftigt sich aufs genaueste mit den Aufstellungen de Rivos und dem, was aus ihnen mit logischer Notwendigkeit gegen den Glauben folgt. U. a. zeigt er, daß aus einer *propositio vera veritate revelantis* nicht weniger als aus einer *propositio determinate vera* ein zukünftiges Ereignis gefolgt werden kann, so daß, wenn dieses gegen die Kontingenz ist, auch jenes dagegen ist und damit, wenn man der Meinung de Rivos folgt, alle *veritas revelationis de futuro contingenti* hinfällig wird. Die positiven Momente der Lehre de Rivos kommen in dieser oft gehässigen Schrift allerdings in keiner Weise zum Vorschein.

De Rivo antwortete auf diese Schrift in einem Traktat, der 14 Kapitel (332—389) umfaßt. Er verharrt darin bei seiner Ansicht und legt sie nur ausführlicher dar. In der entscheidenden Frage nach der Wahrheit der Glaubensartikel *de futuro contingenti* weicht er jedoch aus, indem er Ausflüchte sucht und *simpliciter verum* im Sinne von *universaliter verum* auslegt. In allen seinen Ausführungen bleibt der Grundirrtum bestehen, daß die (für uns mögliche) Erkennbarkeit zur Wahrheit eines Satzes gehöre.

W. Bruggen S. J.

Rensch, B., *Neuere Probleme der Abstammungslehre*. 2., stark veränderte Aufl. gr. 8° (XI u. 436 S., 113 Abb.) Stuttgart 1954, Enke. DM 47.—; geb. 49.20.

Der Verf. drückt im Vorwort die Überraschung und Freude aus, die ihm die Feststellung bereitet hat, „wie weitgehend nun heute — zum ersten Male im Verlaufe einer 150jährigen Forschungsperiode auf diesem für die gesamte Biologie und für die moderne naturwissenschaftliche Weltanschauung so entscheidenden Forschungszweige — die Auffassungen konform geworden sind“ (VII). Das ungeheuer reiche Material und seine außerordentlich geschickte Darstellung durch den Verf. tritt also nicht nur in den Dienst biologischer Theorienbildung, sondern (wie einst) in den Dienst einer „naturwissenschaftlichen Weltanschauung“. Es scheint wichtig, dies von Anfang an klar herauszustellen, da man ja die Ausweitung biologischer Gesichtspunkte auf Weltanschauungsfragen immer wieder gerade den „Evolutions-Skeptikern“ zum Vorwurf gemacht hat. Der Verf. will mit seinem Werk zur Klärung der Probleme der transspezifischen Evolution (oft „Makroevolution“ genannt) beitragen. Er weist gerade an diesem Punkt auf die Verschiedenheit der Meinungen bei Biologen und Paläontologen hin und erwartet nicht, „daß die verschiedenen Ansichten so bald zu einem Ausgleich kommen werden, da sie letztlich in die entscheidend wichtige Frage auslaufen, ob die Entwicklung hochorganisierter Organismen und darunter auch des Menschen durch autonome Lebenserscheinungen bedingt ist oder von richtungsloser Mutation, also von gelegentlichen und ‚zufälligen‘ Unregelmäßigkeiten ihren Ausgang nimmt und weiterhin durch die ‚Zufälligkeiten‘ der auslesenden Umweltsverhältnisse bestimmt wird“ (2). Die Konformität der Auffassungen, von der R. im Vorwort spricht, bezieht sich also wohl nur auf eine Gruppe von Forschern mit grundsätzlich positivistischer Denkweise. Das 2. und 3. Kap. behandeln — als Einleitung in den ganzen Fragenkomplex — die bei infraspezifischer Evolution wirksamen Faktoren (Mutation, Schwankungen der Populationsgrößen, Selektion, Isolation, Bastardierung) und die in freier Natur auftretenden Typen der Rassen- und Artbildung. Es darf heute als erwiesen gelten, daß die geographischen Rassen als die häufigsten Vorstufen der Arten angesehen werden müssen und daß sich zahlreiche Übergangsformen zwischen Rasse und Art finden. Ökologische, sexualphysiologische und besonders genetische Isolationsvorgänge wirken bei der Differenzierung geographischer Rassen wesentlich mit.

Im 4. Kap. wird die entscheidende Frage erörtert, ob „die transspezifische Evolution, die schließlich zur Differenzierung neuer Organe und neuer Baupläne . . . führte, nur eine Fortsetzung des gleichen (infraspezifischen) Vorganges darstellt oder ob hier zusätzlich oder gar ausschließlich andere Faktoren wirksam waren“ (62). Bekanntlich hatte schon K. E. v. Baer (1876) ein zielstrebiges Prinzip der Phylogenie angenommen. Auch die Herausarbeitung zahlreicher orthogenetischer Entwicklungslinien bereiteten einer rein selektionistischen Erklärung mehr und mehr Schwierigkeiten. Man braucht nur Paläontologen wie Daqué, Osborn, Beur-

len, Schindewolf zu nennen, um das Gewicht dieser Schwierigkeiten zu zeigen. Auch nicht wenige Zoologen halten an dem autonomen Charakter der Evolution fest. Im Gegensatz zu diesen Forschern versucht R., auch die transspezifische Evolution durch die Mechanismen der infraspezifischen zu erklären. Er bringt viele Beispiele, die den richtungslosen Charakter transspezifischer Evolutionsvorgänge beweisen sollen. Besonders die zahlreichen, nicht unter selektivem Zwang stehenden Sonderausprägungen (z. B. Gehörne der Antilopen, Schmuckfedern der Paradiesvögel) sowie die Mannigfaltigkeit der Ausprägung der gesamten Körpergestalt innerhalb einzelner Pflanzen- und Tiergruppen werden diskutiert und im Sinne der „Richtungslosigkeit“ interpretiert. In allen Fällen handelt es sich nach dem Verf. um richtungsloses „Durchprobieren“ konstruktiver Abwandlungsmöglichkeiten und damit um ein Fortwirken der bei Rassen- und Artbildung wirksamen Faktoren der Mutation und Selektion (74). Sodann untersucht R., wie regelhaft ablaufende Phylogenese (orthogenetische Stammesreihen) durch primär richtungslose Differenzierung, aber gerichtete Auslese zustande gekommen sein können. Eine Reihe stammesgeschichtlicher Entwicklungsregeln soll zeigen, wie wesentliche Züge der Bauplanentwicklung „zwangsläufig“ erfolgen (d. h. die konstruktiv günstigsten oder die einzigen Verwirklichungsmöglichkeiten darstellen).

Nach Besprechung der absoluten Geschwindigkeit der Evolution (87 ff.) diskutiert R. in einem mit reichem Material belegten Kap. die Regelhaftigkeit der Kladogenese (Stammverzweigung). Die Regeln, die den Ablauf jeder Phylogenese beherrschen, betreffen die Tatsache, daß „die Stammesreihen an ihrem Beginn meist eine lebhaftere Formenradiation, eine ‚explosive‘ Entwicklung zeigen und sich dann in einer beschränkten Zahl von Ästen langsam weiterentwickeln. Dabei erwerben sie viele Anpassungen, behalten meist lange Zeiten hindurch eine gerichtete Entwicklung bei (Orthogenese), . . . um schließlich in einer phylogenetischen Phase des Alterns oftmals exzessive oder ‚degenerative‘ Ausprägungen durchzumachen und darauf auszusterben“ (103). Der Verf. versucht, auch für diese Regelhaftigkeit der transspezifischen Evolution eine Erklärung durch die für die Rassen- und Artbildung analysierten Faktoren zu finden. Er sucht nachzuweisen, daß auch bei explosiven Entwicklungsphasen keine weitere Mutationssteigerung, sondern nur eine Selektionssteigerung vorausgesetzt werden muß (110). Auch die sukzessive Abnahme der Formaufspaltung in der Phase der Spezialisierung findet ihre Erklärung in „der zunehmenden Biotoperfüllung und Konkurrenzzunahme mit Mutation und Selektion“ (131). Für die transspezifischen Konstruktionsänderungen gilt das gleiche Erklärungs-Schema.

Selbst für die Herausbildung neuer Organe und neuer Baupläne fordert der Verf. keinen prinzipiell anderen Vorgang als für Rassen- und Artbildung. Die Tatsache der Höherentwicklung (Anagenese) wird in einem eigenen Kap. untersucht. Komplikation und Rationalisierung in Form und Funktion von Organen und Strukturen sind ihre wichtigsten Merkmale. Die anderen Kennzeichen (Fortschritt der Zentralnervensysteme, psychische Höherentwicklung, wachsende Autonomie usw.) werden als „Sonderfälle und Folgeerscheinungen“ (321) gewertet. Auch die Aszendenz des Menschen wird in das gleiche phylogenetische Schema eingeordnet. Infolge der ungeheuren Komplikation des Gehirns hat der Mensch jedoch völlig neue Evolutionsmöglichkeiten und erlangt so (durch Sprache und Kultur) eine einzigartige Sonderstellung im Reich der Organismen. Im vorletzten Kap. „Autogenese, Ektogenese und Bionomogenese“ betont R. nochmals zusammenfassend, daß die gesamte Evolution als Ektogenese (d. h. wesentlich bedingt durch Außenfaktoren) verlief und daß „möglicherweise ebenfalls die erste Bildung von Lebewesen bzw. von vermehrungsfähigen Nucleoproteiden schon von ‚Zufälligkeiten‘ chemischer Bindungen und von zufälligen Umweltverhältnissen abhing, die eine Vermehrung gestatteten“ (342 f.). Mit der Besprechung der „Evolution der Bewußtseinserscheinungen“ schließt das Werk ab. Die erkenntnistheoretische (positivistische) Grundlage, die sich in diesem Kap. besonders klar offenbart, ist gekennzeichnet durch Namen wie Descartes, Spinoza, Locke, Berkeley, Hume, Kant, Spencer, Mach, Wundt und vor allem Th. Ziehen. R. vertritt einen psycho-physischen Parallelismus und damit eine allmähliche und kontinuierliche Phylogenese auch des

Psychischen, wobei „gleichfalls dem Unbelebten und damit dem Anorganischen primitivste ‚psychische‘ Komponenten“ (381) zugesprochen werden können.

Es gibt wohl zur Zeit kein Werk in der deutschen wissenschaftlichen Literatur, das in ähnlich vollständiger und bis in die letzten philosophischen Konsequenzen durchdachter Weise den Neodarwinismus in der Abstammungslehre vertritt. Als besonders wertvoll muß das 3. Kap. über die Typen der Rassen- und Artbildung und vor allem das 6. Kap. über die Regelhaftigkeit der Kladogenese angesehen werden. Es wird aber nicht wenige Leser geben, die trotz der Ausführlichkeit der Beweisführung unbefriedigt sein werden über den „Monismus der Erklärung“, demzufolge die ganze Evolution bis einschließlich des Menschen mit richtungsloser Mutation und Selektion erklärt werden soll. *B. Klatt* hat neuerdings in einem inhaltreichen Überblick mit unmißverständlicher Klarheit auf diesen Punkt hingewiesen: „Wenn man das heutige Schrifttum durchsieht, dann findet man, daß Mutation ein Schlagwort geworden ist . . . Auch in den Arbeiten guter Zoologen findet man oft genug Überlegungen, die es sich sehr einfach machen: ‚da handelt es sich eben um Mutationen, die selektiv erhalten wurden.‘ Fertig! ‚Makroevolution gleich Mikroevolution‘, das ist dieser voreilige, alles über einen Kamm scherende Standpunkt, der von seinen Vertretern erst schrittweise bewiesen werden müßte. Wenn man denen, welche sich für den ‚Ganzheitsgedanken einsetzen, vorwirft, daß sie mit dieser Feststellung schon das Problem gelöst zu haben glauben, so machen viele Selektionisten es sich mit dem Schlagwort ‚Mutation/Selektion‘ nicht minder einfach.“ (Studium generale 7 [1954] 7). Klatt kommt auch auf das Werk *R.s* zu sprechen, das er für die z. Zt. bedeutendste Auseinandersetzung mit dem Evolutionsproblem hält. Seine Kritik setzt besonders bei der Frage nach der Richtungslosigkeit der Evolution ein. Wenn z. B. die Regel von der phylogenetischen Größenzunahme gilt, so muß die Evolution notwendigerweise — unter Berücksichtigung der Gesetzmäßigkeiten des allometrischen Wachstums und der Korrelationserscheinungen — orthogenetisch verlaufen, und der Versuch, die orthogenetischen Reihen auf Zufälligkeit und Richtungslosigkeit von Mutation und Selektion zurückzuführen, muß zum mindesten als Umweg erscheinen. Hier hat die „orthogenetische Planmäßigkeit“ entschieden den Vorzug vor der „selektiven Summation richtungsloser Mutanten“ (a.a.O. 9). Es bleibt allerdings die Frage bestehen, ob nicht die sukzessive Größenzunahme in der Phylogenie selbst das Resultat einer allmählichen Selektion richtungsloser Plusvarianten ist. Klatt mahnt hier mit Recht zu außerordentlicher Vorsicht im Urteil. Gerade in diesem Zusammenhang wäre eine eingehendere Diskussion der Begriffe „zufällig“ und „richtungslos“ notwendig. Gewöhnlich soll durch diese Begriffe eine hinreichende Erklärung für die Geordnetheit der organischen Gebilde gegeben werden, d. h. es soll erklärt werden, wie Gerichtetheit aus Richtungslosigkeit und Ordnung aus „Zufälligkeit“ hervorgeht. In Wirklichkeit aber ist die Sache doch wohl so, daß die Selektion einzelne „im voraus gut angepaßte Varianten“ (*Rensch*, 11) begünstigt, also nicht Ordnung erstlich stiftet, sondern nur aus einer Mannigfaltigkeit von Ordnungsgebilden auswählt. Die praeadaptiven Varianten sind schon hochfinale Gebilde, für deren vitale Ordnung weder die „Richtungslosigkeit“ der mutativen Entstehung noch die „Zufälligkeit“ des selektiven Einflusses maßgebend ist; sonst wäre es sinnlos, überhaupt von Praeadaptationen zu sprechen. Damit soll die große Bedeutung der Selektion für die infraspezifische Evolution nicht geleugnet werden; es soll nur darauf hingewiesen werden, daß die vitale Ordnung des arttypisch geprägten Organismus selbst nicht eine Summationswirkung der Evolutionsmechanismen sein kann; denn Mutation und Selektion sind Ereignisse an einem als Handlungsbasis bzw. Einflußbasis vorauszusetzenden Organismus. Die endogenen Gesetzmäßigkeiten dieser arttypisch geprägten Organismus-Basis sind mit Mutation und Selektion notwendig in Rechnung zu setzen. Ferner: Alles, was an Beweisen und Beispielen für die Richtungslosigkeit, den Entwicklungszwang in der Phylogenie (z. B. leitende Wirkung des Biotops in der Entwicklung seiner Bewohner) usw. vorgebracht wird, ist — näher besehen — ein „Modellieren“ (oder „Durchprobieren“, wie *R.* sagt) an einem Organisationsplan, dessen Grundstrukturen schon vorliegen. Diese Grundstrukturen selbst werden nicht von den Evolutionsmechanismen „erschaffen“, so sehr man auch die evolutionistischen Modulationskräfte anerkennen muß. Tat-

sächlich spricht der Verf. z. B. bei der Zelle, den Chromosomen, dem Nervensystem von „Erfindungen“ (78), die ihres höheren Selektionswertes wegen in der Stammesgeschichte beibehalten wurden. Beachtlich ist auch, was Klatt in diesem Zusammenhang von Darwin berichtet: „Der alte Darwin hat vor nun bald 100 Jahren schon sehr richtig darauf hingewiesen, daß eine Abänderung ‚in viel höherem Grade von der Natur oder Konstitution des Wesens als von der Natur der veränderten Bedingungen‘ abhängt. Die Lebensbedingungen spielen nur die Rolle, ‚welche ein Funke spielt, wenn er eine Masse verbrennbarer Substanzen in Feuer setzt, wobei die Natur der Flamme von der Substanz und nicht vom Funken abhängt“ (a.a.O. 5).

R. meint (63), es sei bislang noch völlig unklar, wie autonome Entwicklungskräfte zu denken sind, da sie ja in jedem Individuum „in irgendeiner Form physiologisch verankert sein müßten“. Wir fragen: Ist die organismische Reaktionsbasis (der typisch geprägte Organismus als Ganzes) wirklich so unvorstellbar und unerforschbar? Man könnte darauf hinweisen, wie man heute in der Physiologie der Pflanzen und Tiere (vgl. etwa *Bünning*, Entwicklungs- und Bewegungsphysiologie der Pflanzen, 1948) wieder mehr auf die endogene Rhythmik (sowohl jahreszeitlich gebundener wie tagesperiodischer Prozesse) achten gelernt hat, ohne daß man dadurch in den Verdacht der Unwissenschaftlichkeit geraten müßte. Ich glaube, daß R. selbst einen wesentlichen Beitrag zu dieser endogenen Gesetzlichkeit des Lebendigen gegeben hat, wenn er in seinen Forschungen immer wieder die Bedeutung der Wachstumsallometrien und der Korrelationserscheinungen hervorhebt. Wenn er schließlich meint, daß wir nicht zur Annahme „völlig unbekannter oder unanalysierbarer Systemkräfte etwa im Sinne eines Vitalismus“ (136) gezwungen sind, oder wenn er die Entelechie als Namen für den „jeweils unanalysierten Rest der Erkenntnis“ (344) auffaßt, so verkennt er Anliegen und Aussagen eines kritischen Vitalismus. Was zu diesem Punkt zu sagen wäre, hat neuerdings *Schubert-Soldern* (Philosophie des Lebendigen, 1951) mit aller wünschenswerten Klarheit herausgestellt.

Wir müssen uns weiter fragen, ob nicht die dynamisch zu verstehenden höheren Baupläne der Organismen schon eine Systemgesetzlichkeit höherer Ordnung darstellen, die durch keine bisher bekannt gewordene Möglichkeit zur Umkonstruktion in ihrem Wesensgefüge verändert werden kann. Gerade das paläontologische Material zwingt uns zu dieser Auffassung. *K. Beurlen* schreibt in seinem neuesten (leider von R. nicht diskutierten) Buch (Urweltleben und Abstammungslehre, 1949, 129) zusammenfassend: „In der Tat . . . zeigt sich folgendes: Innerhalb all der Gruppen, die wir beispielhaft herausgegriffen haben, . . . ist wohl ein mehr oder weniger allmählicher Formenwandel, eine fluktuierende Entwicklung vorhanden, aber diese beschränkt sich immer auf Abwandlung und fortschreitende Spezialisierung des von Anfang an vorhandenen Typus; niemals überschreitet diese Abwandlung in der gleichen allmählichen Form die durch den Organisationstypus gegebenen Grenzen.“ Bei Besprechung der Evolution neuer Konstruktionstypen bemerkt der Verf., daß Forscher wie Schindewolf, Beurlen, Goldschmidt einen prinzipiellen Unterschied zwischen Spezialisierung und Bildung neuer Baupläne (292) machen, und erkennt diese Unterscheidung insofern als richtig an, als „neue Konstruktionstypen oftmals relativ schnell entstanden und dann meist lange Zeit verhältnismäßig zäh beibehalten und nur ‚ausgestaltet‘ wurden“. Der wesentliche Anlaß zu der Unterscheidung ist aber nicht so sehr die explosive Herausbildung eines neuen Typus (also das zeitliche Moment), sondern die völlige Neuartigkeit der entstandenen Typen, die als neue „Bauplanideen“ eine andere Erklärung finden müssen als der Spezialisierungsvorgang eines einmal vorhandenen Typus.

R. schließt von der Mannigfaltigkeit der Formausprägung auf Ungerichtetheit (64 ff.) und damit auf ein Fortwirken der bei Rassen- und Artbildung wirksamen Faktoren der richtungslosen Mutation und Selektion. Zu diesem Punkt hat *K. Goebel* (der übrigens in dem sehr umfassenden Literaturverzeichnis bei R. fehlt) in seiner Organographie der Pflanzen an vielen Stellen ein gewichtiges Wort aus seiner umfassenden Kenntnis heraus gesprochen. Ich möchte nur auf das Kap. „Darwinismus und Teleologie“ (Die Entfaltungsbewegungen der Pflanzen, 2. Aufl., 32 ff.) verweisen. Wenn die endogenen Gesetzmäßigkeiten (z. B. höhere systematische

Merkmale) phylogenetisch nicht ins Gewicht fallen dürfen, so ist es schlechterdings unvorstellbar, wie die ungeheure Mannigfaltigkeit der Formen durch Mutation und Selektion entstehen kann. Dies gilt besonders deshalb, weil „die Mannigfaltigkeit der Formen größer ist als die Mannigfaltigkeit der Lebensbedingungen“ (vgl. auch das Schlußwort der Einleitung zur „Allgemeinen Organographie“ [2. Aufl., 43]). Der extreme Selektionsismus hat weiterhin zur Folge, daß in der Theorie R.s die systematischen Merkmale mit den Anpassungsmerkmalen zusammenfallen, da nur die nützlichen Mutanten erhalten bleiben und auf diese Weise die Bildung der Rassen- und Artmerkmale, ja sogar der systematischen Merkmale der höheren Kategorien erklärt werden soll. Schon *Naegeli* hat (1865) auf die Unhaltbarkeit dieser Ansicht hingewiesen, und Darwin hat in seinem Hauptwerk auf Grund dieser Kritik seine frühere Auffassung modifiziert.

Ganz und gar unzulänglich muß es erscheinen, wenn die Aszendenz des Menschen vom Verf. in das gleiche Schema gepreßt wird. Obwohl er manches treffende Wort zur Wesenscharakterisierung des Menschen sagt, ist das zugrunde liegende Menschenbild doch durch und durch positivistisch (psycho-physischer Parallelismus, Auflösung des „Ich“ und des Willens in Empfindungen und Vorstellungen usw.). Überzeugende Gegenargumente finden sich zahlreich in der modernen psychologischen Literatur, z. B. bei *Ph. Lersch* (Aufbau der Person, 4. Aufl. 1951) und *B. v. Brandenstein* (Der Mensch und seine Stellung im All, 1947).

Im ganzen gesehen, wird sich auch der philosophierende Biologe und Naturwissenschaftler lieber zum Realismus eines kritischen Vitalismus (wie er z. B. von A. Wenzl, Schubert—Soldern u. a. vertreten wird) bekennen, als zu einem alle Wesensstufen des Kosmos verwischenden panpsychistischen Monismus, wie ihn der Verf. am Ende seines Werkes vertritt.

A. H a a s S. J.

Beumer, J., S.J., *Theologie als Glaubensverständnis*. gr. 8° (252 S.) Würzburg 1953, Echter. DM 11.50.

Teilfragen theologischer Erkenntnislehre sind in den letzten Jahren öfter behandelt worden. Dagegen fehlt es an zusammenfassenden Darstellungen. Einen solchen Versuch unternimmt die vorliegende Veröffentlichung, und zwar geht es um das Wesen der spekulativen Theologie und ihres Verhältnisses zur Grundgegebenheit des Glaubens. Dem Umfang wie der Bedeutung nach ist die Behandlung der vatikanischen Lehräußerungen (3. Sitz., 4. Kap., Dez. 1796) über die Aufgabe der „ratio fide illustrata“ hinsichtlich der Erhellung der Glaubensgeheimnisse das Kernstück der ganzen Arbeit. Eine kurze Übersicht über die theologischen Strömungen des 19. Jahrhunderts, vor allem über den sog. Semirationalismus Günthers und seiner Schule, führt gut in die Fragestellung des Konzils ein. Ergänzend wäre bei diesem Abschnitt zu bemerken, daß Hermes nicht schlechthin den Geheimnischarakter des Glaubensinhaltes geleugnet (die Notwendigkeit des Verstandesglaubens im Gegensatz zum Herzensglauben wird nicht von der Sichtigkeit des Gegenstandes her begründet) und daß Descartes die geoffenbarten Wahrheiten ausdrücklich von seinem postulierten Zweifel ausgenommen hat. Die Interpretation der vatikanischen Definition ist in jeder Hinsicht ausgewogen und überzeugend und stellt eine ausgezeichnete Kommentierung dar.

Nicht die gleichen Erwartungen eines „endgültigen“ Ergebnisses kann man an den ersten Teil der Arbeit stellen, der versucht, in einem gedrängten Überblick die Frage nach dem Wesen der Theologie im Zeitalter der Patristik und Scholastik zu beantworten. Der Verf. selber kennzeichnet diesen Teil mehr als Einleitung zur Behandlung des Vatikanums. Wenn auch in diesen beiden großen Perioden nur wenige hervorragende Vertreter zu Wort kommen, so erhalten wir doch ein anschauliches Bild, welche Entwicklungen das Problem der Theologie durchgemacht hat. Besonders zu erwähnen ist auch der Versuch, die mystische Theologie in den Kreis der Untersuchung einzubeziehen. Vermissen könnte man allerdings einen Hinweis darauf, wie schillernd die Bedeutung von *lumen fidei* in der Spätscholastik bis in die Zeit des Tridentinums gewesen ist.